

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 45 (1969-1970)
Heft: 9

Artikel: Die Welt gegen Rhodesien : zwischen Happy-End und Blutbad
Autor: Traber, Michael
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079269>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zwischen Happy-End und Blutbad

Die Unabhängigkeitserklärung Rhodesiens war ein Bravourstück, das in der Geschichte unseres Jahrhunderts einmalig dasteht. Trotz der Entrüstung fast der ganzen Welt und gegen den Willen von beinahe fünf Millionen schwarzen Rhodesiern hat sich die kleine weisse Minderheit vor viereinhalb Jahren vom englischen Mutterland losgesagt und ihre Unabhängigkeit seither erfolgreich behauptet.

Jahr für Jahr fasste die UNO neue Resolutionen gegen das «Rebellen-Regime Ian Smiths». Wirtschaftssanktionen traten in Kraft, und alle Länder der Welt (mit Ausnahme von Südafrika, Portugal und der Schweiz) versprachen, ihre Handelsbeziehungen zu Rhodesien abubrechen, um die Regierung Smith in die Knie zu zwingen. Am 2. März dieses Jahres gab Weiss-Rhodesien seine Antwort auf diese internationale Ächtung: Es hatte die Stirn, die letzten Bande, die es noch mit dem englischen Mutterland verknüpften, zu durchschneiden und die Republik auszurufen. Das Bild der englischen Königin, der die weissen Rhodesier einst wohl treuer ergeben waren als die Untertanen in Grossbritannien, ist nun von allen öffentlichen Gebäuden, Banken und Schulen verschwunden.

Die Weissen Rhodesiens lachen sich natürlich ins Fäustchen. Sie fühlen sich wie die «Helden» des grossen Postzugüberfalles, die Scotland Yard seinerzeit durch die Maschen gingen. Beim Sundowner, jenem typisch kolonialen Drink, bei dem man sich nach der Hitze des Tages mit Brandy oder Whisky für die kühlen rhodesischen Nächte «stärkt», trinkt man auf Wilsons Niederlage, auf die Ohnmacht der UNO und auf den neuesten Trick zur Durchbrechung der Wirtschaftsblockade.

Welche Haltung man auch immer Rhodesien gegenüber einnimmt — und der Schreiber dieses Artikels gilt in Rhodesien als ausgesprochener «Feind» der weissen Minderheitsregierung — man muss zugeben, dass Rhodesien eine einmalige Erfolgsstory geliefert hat. Es fragt sich allerdings,

wie sie noch ausgehen wird: in einem Happy-End oder in einem Blutbad.

Um die Haltung der Weissen und die Machtlosigkeit der Schwarzen im heutigen Rhodesien zu verstehen — denn nur vor diesem Hintergrund kann die Frage nach dem Ausgang der rhodesischen Rebellion beantwortet werden —, ist es notwendig, sich folgende Tatsachen vor Augen zu halten: 1. Rhodesien war nie eine Kolonie im üblichen Sinne, sondern ein Siedlerland. 2. Die afrikanische Bevölkerung hat sich von der Niederlage im blutigen Aufstand gegen die Weissen (1896—1898) nie mehr erholt. 3. Die Sanktionen der UNO und die Schliessung der

Der Autor dieses Artikels, Pater Michael Traber, ein Missionar der Schweizerischen Missionsgesellschaft Bethlehem, hat neun Jahre lang in Rhodesien gelebt und war der Leiter des Kommunikationszentrums «Mambo Press» und verantwortlicher Herausgeber der von Afrikanern redigierten Zeitung «MOTO». Am 9. März 1970 wurde Pater Traber des Landes verwiesen — vermutlich wegen seines mutigen Auftretens für die Rechte der Afrikaner.

Konsulate haben die weisse Minderheit in ihrem Durchhaltewillen nur bestärkt. 4. Grossbritannien hat nach dem Zweiten Weltkrieg seine Stellung als Weltmacht eingebüsst und besitzt weder Kraft noch Wille, in Rhodesien ernsthaft zuzugreifen.

Rhodesien, ein Siedlerland

Die rhodesische Kolonialgeschichte unterscheidet sich grundsätzlich von derjenigen der meisten Länder Afrikas und Asiens. Hier ging es um mehr als um die wirtschaftliche Ausbeutung eines rohstoffreichen Landes; Rhodesien wurde fast von Anfang an als Siedlerland betrachtet, als eine vom

angelsächsischen Imperialismus getragene Erweiterung der weissen Besetzung Südafrikas. Die Planwagen, die in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts die ersten Leute aus Transvaal ins Gebiet des Matabelekönigs brachten, waren nicht nur mit Pickeln und Schaufeln, sondern auch mit Hausrat beladen. Sie trugen nicht nur Männer, sondern auch — und dies ist bedeutungsvoll — zahlreiche Frauen und Kinder. Die Familien, die diese aufreibende und gefährliche Reise unternommen hatten, waren fest entschlossen, nördlich des Limpopo-Flusses eine neue Heimat zu gründen. Schon 1890 erachtete es der grosse englische Imperialist Cecil John Rhodes als überflüssig, beim afrikanischen König Lobengula die «Erlaubnis» für die Einreise von 90 Ochsenwagen und 250 Seelen einzuholen. Er umging das Machtgebiet des Königs von Bulawayo und quittierte seinen Befehl, sofort rechtsumkehrt zu machen, mit einem mitleidigen Lächeln.

Am 13. September 1890 wurde im neugegründeten Fort Salisbury an einer krummen Stange die englische Flagge gehisst, und dieses Datum kann mit Recht als Geburtstag des weissen Rhodesien betrachtet werden. In den nächsten sechs Wochen überquerten weitere 150 Wagen den Limpopo, und zwei Jahre darauf zählte die weisse Siedlerkolonie bereits 1500 Seelen. Im Jahre 1895 wurde das Land «Rhodesien» getauft.

Cecil J. Rhodes, damals Premierminister der Kapkolonie, hatte gewaltige Pläne. Er glaubte, dass sich «sein Land» wie Kanada oder Australien entwickeln und dass diese englische Basis im Inneren Afrikas erlauben würde, die geplante Eisenbahnlinie vom Kap nach Kairo und die Unterwerfung des schwarzen Kontinents zu verwirklichen. Es klingt geradezu ironisch, dass Rhodesien einst als der «kostbare Stein in der englischen Krone» bezeichnet wurde — der Stein ist inzwischen herausgefallen...

Rhodesien unterscheidet sich also wesentlich von anderen Kolonialländern, ausgenommen Südafrika und in



Rhodesien

Lasst uns feurige Empörung über Sklaventreiber treiben
Ohne es indessen mit den Sklaventreibern zu vercheiben
Lasst uns nicht auf die Proteste öder Moralisten hören
Welche unsere Geschäfte mit den Sklaventreibern stören

einem gewissen Mass auch Kenya. Die Weissen, die sich in Rhodesien niederliessen, hatten nicht vor, als Pensionierte auf die britischen Inseln zurückzukehren; die weissen Kinder, die in Planwagen oder strohgedeckten Hütten geboren wurden, kannten keine andere Heimat als Rhodesien. Um aber in ihrem «gelobten Land» bleiben zu können, glaubten die weissen Siedler, sich politische Oberherrschaft sichern zu müssen.

Die Rebellion der Schwarzen

Immer wieder werde ich gefragt, warum denn die Afrikaner Rhodesiens die politische Bevormundung durch die weisse Minderheit und die wirtschaftliche und soziale Ausbeutung so gefügig hinnähmen. Warum gibt es keine bewaffneten Aufstände, warum nicht wenigstens passiven Widerstand oder einen Generalstreik?

Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten. Um die sozial-psychologischen Hintergründe der Afrikaner Rhodesiens zu erhellen, müsste man die beiden Hauptstämme, die Mashona und die Matabele, eingehend beschreiben. Zumindest muss man ein Ereignis aus der neueren Geschichte dieser Stämme kennen, nämlich den bewaffneten Aufstand von 1896—1898.

Der Matabelekönig hatte die weissen Jäger, Händler und Schürfer in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts stets freundlich empfangen und wurde von ihnen für seine Jagd- und Schürfbewilligungen auch reichlich entschädigt. Doch als er 1888 nach dreimonatigen Verhandlungen seine Kreuzlein unter den Vertrag mit Rhodes' British South African Company setzte, glaubte er, dass die «Roten» (in den Eingeborensprachen Rhodesiens heissen die Weissen auch heute noch «die Roten»!), lediglich Gold und andere Wertmetalle suchen und ausbeuten wollten, um dann mit ihren Reichtümern in die Heimat zurückzukehren. Nie aber wäre es Lobengula oder anderen Stammeshäuptlingen eingefallen, dass Rhodes und seine Siedler auch auf das Land Anspruch erheben könnten. Nach altafrikanischem

Recht kann ja kein Individuum Land besitzen; das Land gehört dem Stamm, und der Häuptling ist sein Hüter.

Im Jahre 1893 erhoben sich die Matabele ein erstes Mal. Die kriegstüchtigen Zulus verliessen sich auf die Feuerwaffen, die Lobengula als Entgelt für die Bergbaurechte erhalten hatte. Zu Tausenden belagerten sie das weisse Fort von Bulawayo, wurden aber von den Maschinengewehren der Weissen niedergemäht. Am 4. November 1893 rückten britische Streitkräfte aus dem Süden nach. Sie zogen dudelsackblasend in die rauchenden Ruinen von Bulawayo ein. Man glaubte, der Krieg sei zu Ende, der Friede gesichert. Grosszügig wurde jetzt Land an die Weissen von Bulawayo abgegeben. «Dies ist euer gutes Recht», sagte Rhodes, «denn jetzt habt ihr das Land erobert». Lobengula starb wenige Wochen später, die einen sagen, an den Pocken, die anderen, aus Scham.

Drei Jahre später erhoben sich die Matabele von neuem gegen ihre «Gäste», die sich nunmehr als Herren des Landes gebärdeten. Diesmal schloss sich ihnen der weit zahlreichere Schonastamm an. Dr. Terence Ranger hat nachgewiesen, dass diese Rebellion, die in der Kolonialgeschichte Afrikas hinsichtlich ihres Umfangs und ihrer Grausamkeit etwas Einmaliges ist, von den Orakeln der Priesterschaft inszeniert wurde und sich nur als «heiliger Krieg» der Afrikaner zur Verteidigung des «heiligen Bodens» verstehen lässt.

Zehn Prozent der weissen Bevölkerung Rhodesiens wurden umgebracht. Zahlen über die Verluste der Schwarzen gibt es nicht. Es dauerte mehr als drei Jahre, bis die Weissen die Oberhand gewannen. Die letzte Phase der Unterwerfung war durch ruchlose Brutalität charakterisiert. Noch heute ist die Erinnerung an die Rebellion bei den Afrikanern Rhodesiens lebendig. Der weisse Mann gilt ihnen seither als ein Feind, dem man — obwohl man ihm mit einem Lächeln begegnet — kein Vertrauen schenken darf. Nicht

minder verhängnisvoll waren die Auswirkungen des Aufstandes für die weissen Siedler. Ihre Haltung verhärtete sich. Die Angst, die sie in ihren Forts vor den «heimtückischen Schwarzen» ausgestanden hatten, sitzt ihren Nachkommen noch heute in den Knochen. Seither gelten die Afrikaner als «Heuchler» und «Lügner», denen man nie ganz trauen kann.

Die bewaffnete Rebellion der Schwarzen wird seit 1965 symbolisch und stellvertretend durch die von Sambia her eindringenden Partisanen weitergeführt. Die weissen Rhodesier nennen sie «Terroristen»; für die Schwarzen sind es «Freiheitskämpfer».

Aber die weisse Minderheit Rhodesiens hat nicht nur schwarze, sondern auch weisse Gegner, nämlich jene «dekadente Welt des Westens» — wie die Rhodesier gern sagen —, die sich in einen Wirtschaftskrieg gegen das «friedliche» Rhodesien eingelassen hat. Auch aus dieser Tatsache wurde in der Wahlkampagne vom vergangenen März und April viel Kapital geschlagen. Sie war das Leitmotiv der meisten Reden der 50 Kandidaten der «Rhodesian Front». Wer sich gegen die Regierung und ihre Ideologie erhebt, verrät die weisse Einheit und Solidarität. Damit dürfte klar sein, dass sich hinter der Staatsauffassung Smiths und seiner «Rhodesian Front» eine totalitäre Konzeption verbirgt.

Geschlossenheit unter Druck

Nichts hat die weisse Minderheit mehr zusammengeschweisst als die von England und von der UNO verhängte Handelssperre. Politisch gesehen bewirkte dieser Schritt genau das Gegenteil von dem, was er bezweckte. Das will nicht heissen, dass die Wirtschaftssanktionen in Rhodesien nicht spürbar sind. Unter den Weissen sind wohl die Tabakfarmer am schwersten in Mitleidenschaft gezogen. Diese dürfen heute noch zirka einen Drittel der «Vorkriegs-Produktion» anpflanzen. Jeder Bauer erhält alljährlich ein Kontingent zugeteilt, und jedes Jahr wird der Preis, den die Regierung für den Tabak entrichtet, genau festge-

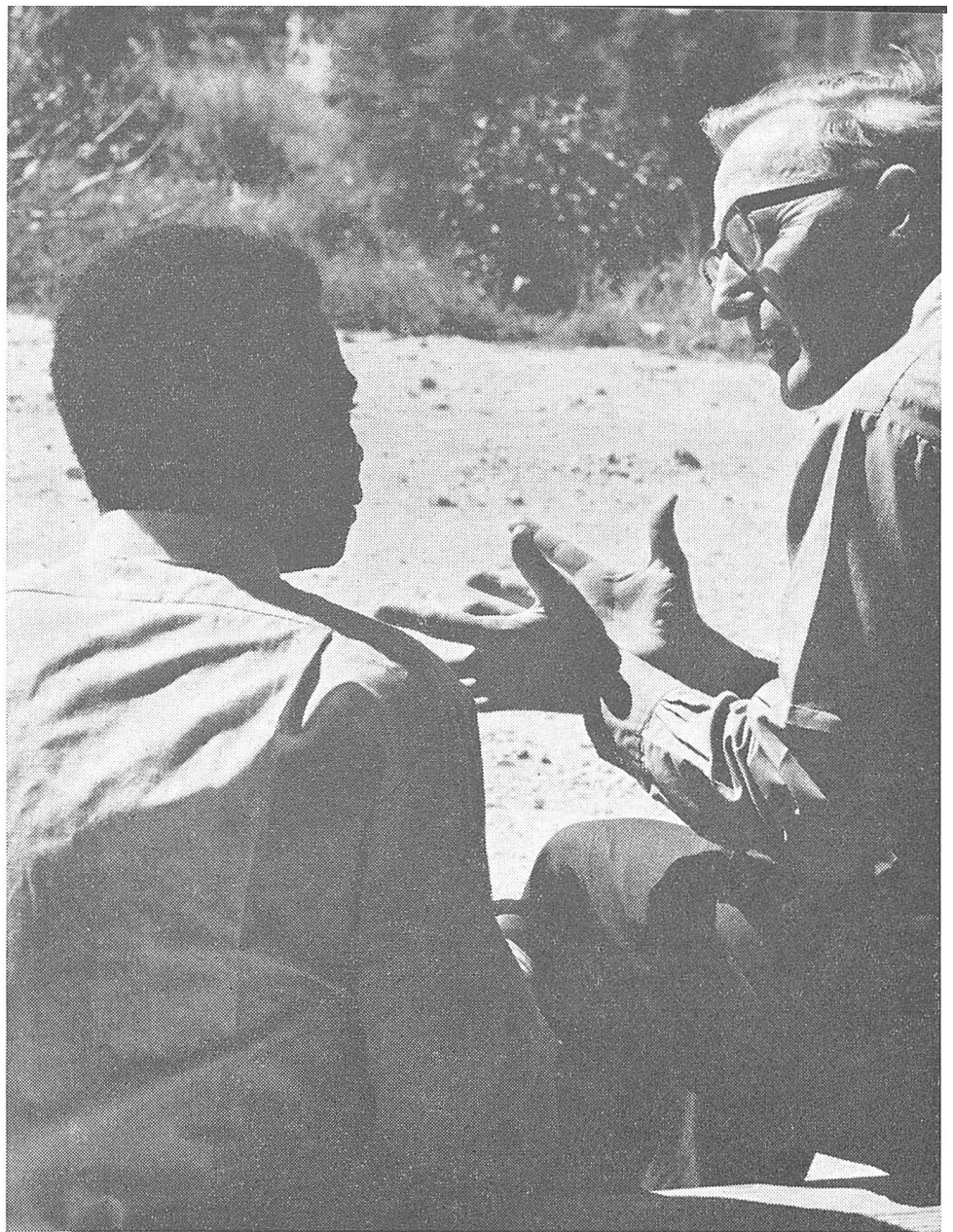
setzt. Diese Preise sind jedoch bedeutend niedriger, als das beim Verkauf auf dem offenen Markt der Fall war.

Die Sanktionen treffen auch Industrie und Handel. Die meisten Maschinen in Rhodesien sind englischen Ursprungs, und ihre Bestandteile sind jetzt schwer erhältlich. Gewiss können sie über Südamerika eingeführt werden, aber das dauert oft lange, und die Einfuhr ist teuer. Demgegenüber ist festzustellen, dass sich Industrie und Handel infolge der Wirtschaftssperre diversifiziert haben, dass also im heutigen Rhodesien Produkte hergestellt werden, die man früher stets aus Grossbritannien einführen musste, und dass die rhodesischen Kaufleute neue Handelspartner ausserhalb von England gefunden haben, an denen das «Vorkriegs-Rhodesien» nicht interessiert war.

Es ist durchaus möglich, dass die Sanktionen durch eine Konjugation verschiedener innen- und aussenpolitischer Umstände letzten Endes doch noch die angestrebte Wirkung haben werden. Aber vorläufig bedeuten sie nicht nur keine ernsthafte Gefahr für das Regime Smith, sondern sie stärken und konsolidieren es vielmehr.

Ähnliches gilt für die Schliessung der Konsulate in Salisbury. Rhodesien bewegt sich jetzt in einer sehr kleinen Welt. Aber die von aussen verhängte Isolierung fördert eine gefährliche Psychose: Den Isolationismus. So unglaublich es scheinen mag — die weissen Rhodesier schauen mit einer anmassenden Selbstgerechtigkeit auf die restliche Welt herab, denn sie halten sich für die letzten Exponenten der angelsächsischen Kultur und sind überzeugt, dass die übrige Welt völlig verkommen und für einen kommunistischen Umsturz reif ist.

Der Wahlsieg Smiths vom 10. April dieses Jahres war sicher zum Teil auf die Schliessung der Konsulate zurückzuführen. In der Wahlkampagne wurde dies auch geschickt ausgenutzt. Eine Unterstützung der Kandidaten der weissen Oppositionspartei («Centre Party») wurde beinahe als Landesverrat hingestellt.



Pater Michael Traber, der Autor des Artikels, im Gespräch mit einem Afrikaner.

Die Ohnmacht Grossbritanniens

Rhodesien hätte wohl nie einseitig die Unabhängigkeit erklärt, und Ian Smith wäre kaum je ans Ruder gekommen, wenn sich Grossbritannien in den fünfziger und sechziger Jahren nicht von einer Grossmacht in eine Macht mittleren Ranges verwandelt hätte. Vom Zweiten Weltkrieg erschöpft, hatte England weder den Willen noch die Kraft, die Geschicke seiner rhodesischen Kolonie straff in die Zügel zu nehmen. Das stolze und mächtige Empire wurde in ein zerbrechliches Commonwealth umgestaltet, und das viktorianische Bewusstsein, für einen grossen Teil der Welt verantwortlich zu sein, wich der Beschäftigung mit den Problemen des Wohlfahrtsstaates.

Unverständlich bleibt jedoch, dass Harold Wilson und sein Vorgänger

Douglas Home schon einige Jahre vor der rhodesischen Sezession Weiss und Schwarz immer wieder versicherten, England werde im Falle einer einseitigen Unabhängigkeitserklärung nicht mit Waffengewalt intervenieren. Diese Zusicherung kam beinahe einer Einladung gleich. Smith hätte wohl nie den Mut aufgebracht, das Risiko der Staatsrebellion einzugehen, wenn er nicht genau gewusst hätte, dass am blauen Himmel Rhodesiens keine englische Flugzeuge auftauchen würden. Zum mindesten hätte er die Unabhängigkeitserklärung hinausgeschoben. Schon ein Jahr später besass dann die Labour Party nicht mehr eine brüchige Parlamentsmehrheit von nur zwei Stimmen (wie das am 11. November 1965 der Fall war), sondern eine komfortable Mehrheit, so dass sie gegen Rhodesien etwas Handfestes hätte unternehmen können.

Ich erinnere mich noch gut, wie weisse und schwarze Rhodesier nach der prosaischen Unabhängigkeitserklärung Ian Smiths tagelang den Himmel absuchten. Trotz der gegenteiligen Versicherungen Wilsons glaubte man noch immer an die Möglichkeit, dass englische Fallschirmtruppen in Salisbury und Bulawayo niedergehen könnten. In der Ungewissheit jener Tage wäre das vielen Weissen fast wie eine Erlösung erschienen. Ich weiss, dass die Offiziere und Soldaten einer weissen Einheit bereits vereinbart hatten, nicht auf englische Soldaten zu schiessen. Zu grösseren Verlusten wäre es damals nicht gekommen. Es hätte genügt, wenn englische Streitkräfte ein paar strategische Zentren in Rhode-

sien besetzt hätten und die Rebellion wäre zu Ende gewesen.

Ein weiterer Beleg für die Ohnmacht Englands ist seine wirtschaftliche Abhängigkeit von Südafrika. Rhodesien könnte nicht einmal einen Monat bestehen, wenn Südafrika seine helfende Hand zurückzöge. Aber Südafrika gegenüber ist England fast völlig machtlos. Ein Abbruch des englischen Handels mit den Verbündeten Rhodesiens käme für Grossbritannien einem wirtschaftlichen Selbstmord gleich.

Die englische Bulldogge ist somit — wie das einmal ein Staatsminister in Sambia ausgedrückt hat — alt und zahlos geworden. England muss zusehen, wie sein einst blühender Handel mit Rhodesien jetzt von anderen übernommen wird, die sowohl die rhodesische Politik der Rassendiskriminierung wie auch die Tatenlosigkeit der Engländer wortreich verdammen.

Verantwortung der Welt

Aus dem Gesagten geht hervor, dass es für die Lösung der Rhodesienfrage kein einfaches Rezept gibt. Nichts aber wäre fataler, als wenn der Leser zur Schlussfolgerung käme, dass die Handelssperre aufzuheben sei und die Konsularbeamten nach Salisbury zurückkehren sollten. Auch wenn diese Massnahmen bis anhin keinen Erfolg gezeitigt, sondern im Gegenteil die weisse Minderheit zu einem engeren Schulterschluss veranlasst haben, werden diese Sanktionen den langen Weg, den das totalitäre Regime eingeschlagen hat, wenigstens um einiges verkürzen. Das wird nicht nur für die Schwarzen des Landes eine Wohltat sein, sondern auch für die weissen Siedler. Fast alle weissen Rhodesier sind sich wohl bewusst, dass sie ihre Suprematie nicht für immer aufrechterhalten können und dass der Gang der Geschichte die verwegene Behauptung des neuen Landgesetzes, dass es sich hier um eine «gleichmässige» Aufteilung des Landes in eine «schwarze Hälfte» (für 4,8 Millionen) und in eine «weisse Hälfte» (für 240 000) handle, Lügen strafen wird.

Der Justizminister Desmond Lardner-Burke, der als Graue Eminenz des rhodesischen Kabinetts gilt, wurde im letzten März gefragt, ob er denn wirklich daran glaube, dass die afrikanische Mehrheit nie zu ihren demokratischen Rechten kommen werde. Darauf antwortete Lardner-Burke leicht hin, mit diesem Problem müsse sich die nächste Generation der weissen Rhodesier auseinandersetzen.

Beim Widerstand der Welt gegen Rhodesien geht es also nicht so sehr um die gegenwärtige Generation, sondern eher um das Wohl ihrer Kinder. Es geht darum, sie vor einem Blutbad zu bewahren und so einen gefährlichen Rassenkrieg zu verhüten.

Das wohl bedeutsamste Faktum des ganzen Rhodesienproblems lässt sich in Zahlen ausdrücken: Das Verhältnis zwischen Schwarz und Weiss lautet 21:1 (in Südafrika 5:1!), und es wird sich für die Weissen rasch verschlechtern. Der Geburtenüberschuss der schwarzen Bevölkerung ist der grösste von ganz Afrika, nämlich 3,4 Prozent im Jahr. Mehr als die Hälfte der schwarzen Bevölkerung ist weniger als 17 Jahre alt, und ein Grossteil dieser Kinder geniesst wenigstens einige Jahre Schulbildung. Die Regierung macht verzweifelte Anstrengungen, dieser Gefährdung des Regimes mit der «Pille» beizukommen. Aber die Afrikaner lehnen diese Massnahme schon aus politischen Gründen ab. Sie wissen genau, dass ihre Stärke in der Zahl besteht und dass die weisse Minderheit schliesslich doch dem schwarzen Bevölkerungsdruck nachgeben muss.

Aber Zahlen allein vermitteln noch nicht die richtige Perspektive zur Beurteilung der Rhodesienfrage. Rhodesien ist nicht nur ein völkerrechtliches Problem, sondern auch eine moralische Frage, mit der sich das Weltgewissen auseinandersetzen muss. Es ist ein Prüfstein unserer Solidarität mit der Dritten Welt und ein Gradmesser unseres Verantwortungsbewusstseins für die Zukunft Afrikas, ja der Menschheit.

Michael Traber



**Glücklich
das Brautpaar,**

**das bei
Möbel-
Pfister
wählt!**

**Aussteuer-Schau 70 —
einfach bezaubernd!**

8a

Möbel-Pfister

SUHR b. Aarau, Zürich, Basel, Bern, St. Gallen,
Biel, Lausanne, Genf, Delsberg, Neuenburg,
Winterthur, Zug, Luzern, Bellinzona